

Als Mediziner auf der Schaffarm

Autor(en): **Goebel, Ferdinand**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst**

Band (Jahr): **25 (1935)**

Heft 21

PDF erstellt am: **19.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-642044>

Nutzungsbedingungen

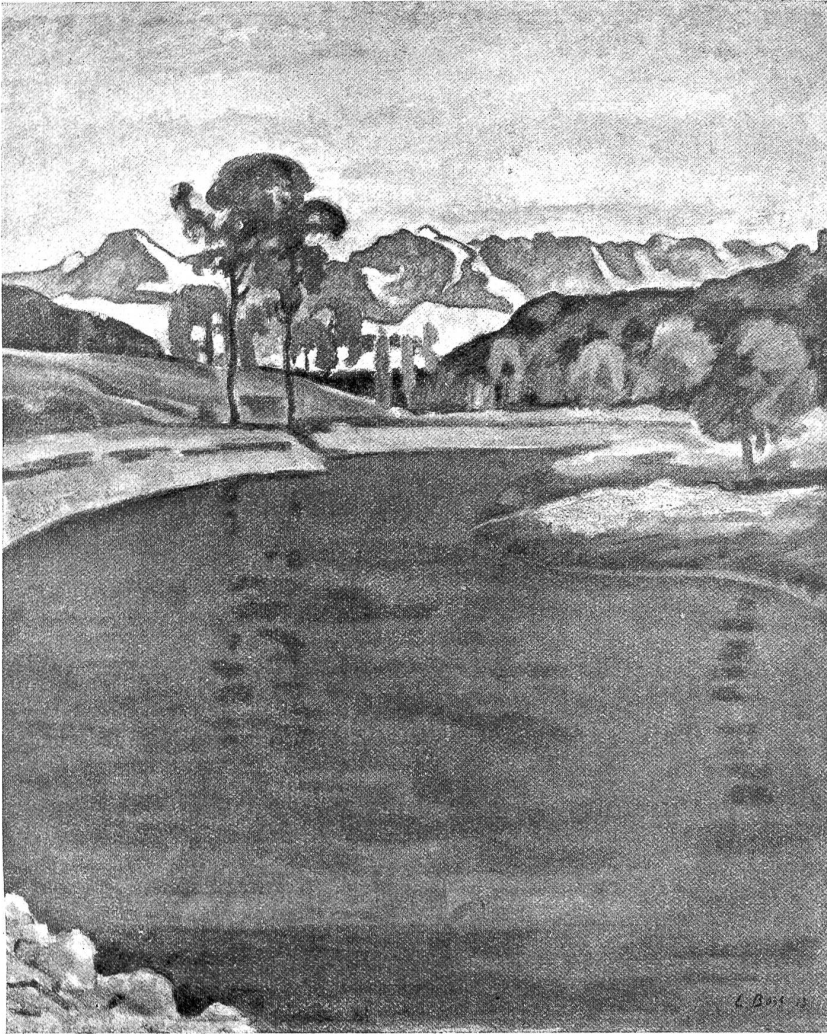
Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.



Eduard Boss: Aarelandschaft. (Elfenau.)

Natur, wie es die Griechen kannten. So hat das 18. Jahrhundert neben der Schwärmerei ein unmittelbares gesundes Naturgefühl hervorgebracht. Ein Lobgesang und Hymnus auf die göttliche Natur erhebt sich, und ein neuer Glaube erwacht. In diesem Geiste, in diesem Glauben war Aberli imstande, die Elfenau-Landschaft in ihrem Wesen zu erfassen und wiederzugeben. Und wir glauben, daß er sie richtig erlebt hat.

Mit dieser Präzisierung aber haben wir die Antwort auf unsere Frage, warum wohl die Malerei diese Landschaft vergessen hat, gefunden. Erstens, wie wir schon wissen, weil der Elfenau der tragische Charakter fehlt, und zweitens, weil das spielerisch-anmutig Idyllische der Rokokozeit dem Geiste der Neuzeit fremd ist. Nur dem 18. Jahrhundert war es möglich, unsere Landschaft voll zu erleben und zu würdigen.

Der Geist des 20. Jahrhunderts aber ist beherrscht von Technik, Sport und Sachlichkeit. Die Technik hat den Menschen an maschinelles, seelenloses, und der Sport hat ihn an herdenhaftes Erleben gewöhnt. Und die Sachlichkeit kennt nur den Zweck und verdammt alles Zwecklose, alles was spielerisch, anmutig und idyllisch ist. Dem Zeitgeist der Gegenwart geht das ab, was Schiller Naivität nennt. Naivität aber war und ist noch heute eine der gesündesten schöpferischen Kräfte. Es ist aber auch der alte Glaube an die Glückseligkeit als Ziel menschlichen Strebens, wie ihn

Augustinus lehrte, verloren gegangen. Nietzsche deutet das Leben anders: Leben ist Wille zur Macht.

Die Elfenau ist die Landschaft des 18. Jahrhunderts geblieben, aber der menschliche Geist, der sie schaut, hat sich verändert. So ist es gekommen, daß uns die eigenste Landschaft, in der wir leben, innerlich fremd geworden ist. Nur die Alpen leuchten noch in gleicher Weise. Vielleicht aufersteht die Landschaft wieder und schafft ein neues seelenvolles Leben.

Als Mediziner auf der Schaffarm.

Von Dr. med. Ferdinand Goebel.

„Sie sind Arzt? Ausgezeichnet, ich habe eine Stellung für Sie auf meiner Farm.“ Wenn man mit beängstigend leeren Taschen in einer australischen Kleinstadt gelandet ist, durch einen halben Erdumfang von den heimlichen Bergen der Schweiz getrennt, so sind das gar liebliche Worte. Und mein Gegenüber, einer der bedeutendsten Schafzüchter in Neusüdwales, machte ganz den Eindruck, als ob es sich angenehm mit ihm arbeiten ließe. Er hatte mir erzählt, er beschäftige im Sommer gegen zweihundert Arbeiter und Angestellte, und ich konnte mir recht gut vorstellen, wie angebracht unter diesen Umständen ein eigener Arzt auf der Farm sein würde, der den Gesundheitszustand der Leute überwachen könnte. Ich malte mir bereits aus, wie ich dort, ein paar hundert Kilometer von der nächsten Ortschaft entfernt und daher ganz allein auf mich selbst angewiesen, meine Kunst auch in den schwierigsten Krankheitsfällen leuchten lassen würde; ich sah im Geiste schon die Spitalsbarade, die ich mir sofort auf dem Besitz meines nunmehrigen Arbeitgebers einrichten wollte; ich

Ich kam aus den Ueberraschungen kaum noch heraus! Vorerst einmal die Tatsache, daß mein Schafzüchter sogar über ein eigenes zweiflügeliges Flugzeug verfügte, mit dem er mich am nächsten Morgen abtransportierte. Zwar erkannte ich später, daß das durchaus kein Luxus war; bei den riesigen Entfernungen kann man sonst vier bis sechs Tage mit der Eisenbahn herumfahren, um die Hafenstädte zu erreichen, und bei den schwankenden Preisen der Wolle hängen oft bedeutende Summen von pünktlichen Verkaufsablässen ab. Nur hatte ich mir eben einen Farmer bis dahin noch nie als Flugzeuglenker gedacht.

Bei meiner Ankunft auf dem Besitz wollte ich mich natürlich sofort Hals über Kopf in meine Arbeit stürzen, wollte vor allem einmal mein Behandlungszimmer besichtigen und die Vorräte an Arzneien und Instrumenten überprüfen; mein Chef hatte mir gesagt, daß ich alles benötigte Material in ausreichenden Mengen vorfinden würde. Statt dessen aber kam für mich der Auftrag, ich solle mich für die ersten Tage einer der Reitergruppen anschließen, die die auf der ganzen Farm verstreuten Schafe einzutreiben hatten. Auch gut; ich bin ein leidlicher Reiter und so ein Ausflug konnte ganz unterhaltsam werden. Nach fünf Tagen im Sattel hatte ich bereits allerlei Kenntnisse von dem Betrieb einer australischen Zuchtfarm! Von früh bis spät war ich mit meinen drei Gefährten unterwegs gewesen, hatte Schafe, siebentausend widerpenstige, immer von neuem aus

der gewünschten Richtung ausbrechende Wollträger zusammengetrieben. War oft eine Stunde und mehr hinter einem halben Duzend besonders eigenwilligen Vierbeinern her galoppiert, um sie mit Bitten und Drohungen, mit Schmeicheleien und Verwünschungen dazu zu bewegen, sich der Hauptherde wieder anzuschließen. Hatte geholfen, die Widder von den Schafen, die Jungen von den Müttern zu trennen. War halb zertrampelt, gestoßen und geschunden worden. Aber dann, endlich, erreichten wir die riesigen Umzäunungen, von denen aus die Tiere dann in kleinen Trupps zum Scherer herbeigeholt werden; endlich mußte ja die Zeit gekommen sein, die mich in dem vorsorglich mitgebrachten weißen Arztmantel inmitten meiner hoffentlich bereits vorhandenen Patienten sehen würde

Es gab Patienten! Es gab in den nächsten Wochen gegen achtzigtausend Patienten für mich, die ich zu behandeln hatte! Innerhalb weniger Tage waren sieben Lastautos mit insgesamt rund zweihundert Schafscherern eingetroffen, die sich nunmehr an ihre Arbeit machten. Jedem Scherer wird ein ununterbrochener Strom der wolligen Vierbeiner zugeführt; mit geübtem Griff wirft er ein Tier nach dem andern kurzerhand auf den Rücken und läßt es solange zappeln und herumschlagen, bis es sich beruhigt hat und die kommende Prozedur geduldig über sich ergehen läßt. Dann wird die elektrische Schere angefeht, die die Wolle in zehn Zentimeter breiten Streifen, plattenähnlichen Stücken, der Länge nach herunterholt, worauf das Trocknen, Entfetten und Verpacken für den Versand in die Veredelungsunternehmen der Küste beginnen kann. Der ganze Vorgang wickelt sich mit unglaublicher Geschwindigkeit ab, denn der Scherer wird ausnahmslos nach der Höhe seiner Leistung entlohnt und hat daher ein Interesse daran, möglichst viele Tiere innerhalb eines Tages zu bearbeiten. Und durch diesen Umstand allein war meine Anwesenheit auf der Farm bedingt.

Denn obwohl dem Scherer für jede Nachlässigkeit bei seiner Arbeit eine Geldstrafe angehängt wird, weil er sonst, wie die Erfahrung gelehrt hat, nicht achtsam genug mit den wertvollen Schafen umgeht, so läßt es sich trotzdem kaum vermeiden, daß fast jeder der Vierbeiner beim Abnehmen der Wolle von der Schere mehr oder minder leicht verletzt, gezwickt oder geschnitten wird. Meistens handelt es sich dabei allerdings nur um winzige Hautrißer, die nicht einmal Blut hervorbringen und daher auch an sich ganz bedeutungslos wären. Aber Australien leidet unter einer furchtbaren Plage, die alljährlich fast vier Prozent des Schafbestandes, einen Wert von gut vier Millionen Pfund Sterling, vernichtet: die Schmeißfliege, die sich übrigens sogar in den Großstädten höchst unliebsam bemerkbar macht. Diese Insekten bevölkern die Schaffarmen in unvorstellbaren Mengen, legen sich mit Vorliebe in den Wunden der Tiere fest und legen in diese ihre Eier; in der Weißglut der Sonnenhitze entwickelt sich sodann in wenigen Stunden, bei besonders günstigen Voraussetzungen sogar schon in etwa dreißig bis vierzig Minuten eine ekle, wimmelnde Masse von Maden, die das von ihnen in Besitz genommene Schaf in Kürze zum Verenden bringt.

Und daher braucht man eben einen Mediziner auf der Farm! Nicht etwa um kranke Menschen zu behandeln; mit denen werden nicht viele Umstände gemacht. Sondern um die vom Scherer kommenden Schafe zu waschen! Denn diese werden, sobald sie ihre Wolle gelassen haben, durch einen engen Gang zu einem riesigen, in die Erde eingelassenen Badebottich getrieben, in den sie, da sie freiwillig nicht gehen würden, einfach hineingestoßen werden. Das Badewasser besteht aus einem starken Infektionsmittel, das nicht nur etwaige Wunden vom Schmutz und Fett der Wolle reinigt, sondern auch die gefährlichen Schmeißfliegen mit ihrem unzähligen Nachwuchs vernichtet. Und so stand ich denn an diesem Bottich, ausgerüstet mit einem langen Stock

und drehte die geschorenen Schafe in der Flüssigkeit ein paar mal hin und her, tauchte sie liebevoll unter und betupfte sie an besonders arg zugerichteten Stellen vermittelt eines langen Pinsels außerdem noch mit Jodtinktur. Tag für Tag, mehrere Wochen hindurch, „behandelte“ ich so meine Patienten, wusch und pinselte sie, bis sie von einem mir beigegebenen Gehilfen wieder in ihre Umzäunungen getrieben wurden.

Underthalf bis zwei Pfund Sterling verdient ein geübter Schafscherer im Tag und davon muß er den „Doktor“ am Badebottich miterhalten. Denn dieser bekommt von jedem Scherer pro Schaf einen bestimmten Betrag, der sich ebenfalls auf zwei Pfund täglich zusammenzulaufen vermag. Also kein schlechtes Geschäft, wenn man bedenkt, daß Essen und Quartier natürlich frei sind.

Die australische Schafschur bedeutet trotz der niedrigen Wollpreise noch immer einen Betrag von jährlich rund 30 Millionen Pfund Sterling für das Land und ist trotz der vielen unvermeidlichen Rückschläge, Dürre, Ueberschwemmungen, Ueberfälle seitens der Dingos, der wilden Hunde Australiens, für den kapitalkräftigen Farmer, aber nur für diesen, auch heute noch ein gewinnbringendes Geschäft. Von jenem, für den fünften Erdteil so bedeutungsvoll gewordenen Jahre 1793 an, da der Kapitän John Mac Arthur auf einer kleinen Parzelle bei Sydney mit einer Herde bengalischer Schafe und ein paar englisch-spanischen Böden die Zucht begann, ist die Entwicklung dieser wichtigen Industrie in unermüdlicher Arbeit zielsicher gesteigert worden. Heute dürfte der Schafbestand Australiens weit über hundert Millionen Tiere betragen und steht damit gleich hinter dem Rußlands, den er allerdings in Güte und Menge der gewonnenen Wolle bei weitem übertrifft, liefert er doch den vierten Teil des Weltbedarfs und in den feinen Merinoqualitäten sogar die Hälfte. Dabei hat sich die Ausbeute der Schur von etwa zwei Kilo vor sechzig Jahren heute auf durchschnittlich vier Kilo, in Ausnahmefällen auf bis zu neun Kilo von jedem Schaf gesteigert.

Und dieser Tatsache sollte ich nach Beendigung der Schur dann doch noch ein paar Monate wissenschaftlicher Arbeit verdanken. Zwar handelte es sich auch dabei wieder nur um eine „Praxis“ unter Schafen, aber ich war doch endlich Bottich und Pinsel losgeworden. Denn mein Chef zog mich zu einer Reihe von Experimenten heran, die der Verbesserung der Zucht, der Steigerung und Veredelung der Wollausbeute dienen sollten. Wir hatten beispielsweise auf der Farm reichlich tausend Widder, von denen die wertvollsten leicht Preise von bis zu fünftausend Pfund Sterling erzielen; es lohnt sich also recht wohl, den Möglichkeiten der Aufzucht jede Aufmerksamkeit zu schenken, hängt doch die Güte der Wolle neben dem Klima in erster Linie von der Geschicklichkeit ab, die Tiere in glücklicher Auswahl miteinander zu kreuzen. Und so zog ich denn nach sieben Monaten Aufenthalt ganz zufrieden mit meinen Erfahrungen wieder von der Farm ab. Zufrieden auch deshalb, weil ich zu guter Letzt meinen Arbeitgeber wenigstens noch an einer Rippenfellentzündung behandeln konnte. Zehn Semester müssen ja doch zu mehr gut sein als nur zum Schafwaschen!

Das Wunder des Lebens.

In Berlin fand vor kurzem eine Ausstellung in den Ausstellungshallen am Kaiserdamm statt, die sich mit dem Gesetz, der Lehre, dem Träger, der Stätte und der Erhaltung des Lebens in anschaulicher Weise befahte. Sie soll auch in die Schweiz kommen.

Wunder des Lebens! In jeder Sekunde unseres Daseins begegnen wir ihnen, in allem Walten der Natur loden oder schreden sie uns, immer sind sie gegenwärtig, ob wir